

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editorielleu Wortschatz.

Rechts- und Staatsangehörigkeit.

Die Vorkarben zu dem Gesetze über den Erwerb und Verlust der deutschen Staats- und Staatsangehörigkeit sind bereits seit einem Jahre abgeschlossen. Es war schon im letzten Winter beabsichtigt, den Entwurf dem Bundesrat zugehen zu lassen. In letzter Stunde waren damals aber seitens der zuständigen Ressorts Bedenken gegen die damalige Fassung des Gesetzes laut geworden, so daß die Vorlegung unterblieb. Diese Bedenken sind nunmehr zerstreut, so daß anzunehmen ist, daß der Entwurf dem Reichstag im nächsten Winter zugehen wird.

Die Grundzüge des Entwurfes sind die folgenden:
Während bisher ein Auslandsdeutscher seine Staatsangehörigkeit verlor, wenn er länger als zehn Jahre im Ausland gewohnt hatte, ohne sich während dieser Zeit beim deutschen Konsul zu melden, bestimmt der Entwurf, daß ein Auslandsdeutscher gegen seinen Willen seine Staatsangehörigkeit nicht mehr verlieren kann. Die Anmeldung bei dem Konsul soll fortfallen. Als Äquivalent verpflichtet sich der Auslandsdeutsche dem Reich gegenüber, seine geistliche Militärdienstpflicht abzuleisten, wenn nicht ganz wichtige Gründe einer solchen Befreiung entgegenstehen. Für den Mobilisationsfall wird auf die Einziehung zur Fahne verzichtet, wenn der Deutsche sich im Ausland befindet. Jedoch ist der Auslandsdeutsche verpflichtet, sich zu stellen, wenn er sich in der Heimat oder in einer der deutschen Kolonien befindet.

Bezüglich der Ableistung der Militärdienstpflicht werden die Anforderungen für die Auslandsdeutschen wesentlich herabgesetzt. Zunächst wird die Möglichkeit, sich freiwillig im Ausland auf die Tauglichkeit untersuchen zu lassen, erleichtert. Im allgemeinen genügt eine Untersuchung am Orte des Aufenthalts. In schwierigen Fällen sogar die Einsetzung eines Zeugnisses eines angehenden Militärarztes. Der einmalige geistliche Dienst in der Linie soll für den Auslandsdeutschen genügen, während von der Einberufung zur Reserve und Landwehrpflicht abgesehen wird. Gegebenenfalls kann die Ableistung der aktiven Dienstzeit in einer deutschen Kolonie erfolgen. Der Transport des Dienstwilligen nach der Heimat erfolgt auf Kosten des Reiches. In Fällen, in denen nachgewiesen wird, daß die Ableistung der Militärdienstpflicht dem Auslandsdeutschen wirtschaftlich schwer schädigen würde, kann eine Entbindung von der Dienstpflicht stattfinden. Der Gedanke, die Auslandsdeutschen in irgend einer Weise zur Steuer heranzuziehen und von dieser Bezahlung die Staatsangehörigkeit abhängig zu machen, ist ausgefallen worden.

Die wirtschaftliche Entwicklung Rhodesiens.

Vor einigen Jahren, ehe Deutsch-Südwestafrika in dem Maße besiedelt und von Eisenbahnen durchschnitten war, wie es sich jetzt darstellt, konnte man annehmen, daß das Land nur dank dem Bergbau gedeihen würde, dessen Arbeiter neben der Schutztruppe die einzigen Abnehmer für die Erzeugnisse der Landwirtschaft bleiben würden. Mit der Verbesserung des Verkehrs und der fortwährenden Aufschließung von Wasserstellen indes wehrte sich von Jahr zu Jahr die Leistung der Landwirtschaft, dergestalt, daß der Absatz an die wenigen Bergwerke nicht mehr allein in Betracht kommt, sondern mit einer steigenden Ausfuhr zu rechnen ist. Besonders lagen die Dinge zuerst in Rhodesien, nur war hier von vornherein alles größer angelegt, und die Verkehrsmittel ließen nicht auf sich warten, wie in dem deutschen Gebiet. Die Bergwerke zogen Scharen von Europäern u. Eingeborenen an; sie beschäftigen heute 45.000 Menschen, allen die Einwohnerzahl von Landwirten nicht mit der Entwicklung des Bergbaues so gut Schritt, daß das Land gegenwärtig nicht nur die Bergwerke als Lebensmittellieferant verlor, sondern seit geraumer Zeit Absatz für seinen Überfluß an landwirtschaftlichen Erzeugnissen suchen muß. In erster Linie für Mais und Tabak. Weizen ist vorerst nur Versuchssache. Ein sachkundiger Bericht in der Times kennzeichnet die Aussichten der Landwirtschaft wie folgt:
Von unüberwindlichen Schwierigkeiten wie in Kanada kann keine Rede sein. Die Viehzucht, mit 7 bis 10 Kindern auf das Hektar, bietet keinen größeren Erfolg für die ungenügende Weideland zum Weideland, wenn man die Dinge vom Standpunkt der Viehzucht betrachtet. Auch für Mais sind die Aussichten bescheiden, da der Anbau nur in großen Betrieben werden kann, so daß nur die Kapitalisten sich damit abgeben können. Weizen aber befindet sich seinerseits für den wenig bemittelten Anbauer im Tabakbau auf einem sehr bedauerlichen Stande von 2000 bis 4000 Hektar, auf gutem Boden, an dem es nicht mangelt, kann

ein solcher mit seinen Angehörigen ein gutes Auskommen finden und auch ein kleines Vermögen anammeln. Thatsächlich gedeiht „Virginia“ und „Hürtscher“ Tabak vorzüglich und findet lohnenden Absatz, und man kann dem rhabodischen Tabak voraussetzen, daß er auf dem Weltmarkt einen bedeutenden Aufschwung erlangt wird. Das selbe kann man zwar dem südwestafrikanischen Tabak nicht voraussetzen, aber nur, weil es sich nach Bedienung des inländischen Bedarfs immer um kleine Ausfuhrmengen handeln würde; die Qualität ist vorzüglich, die Aufzucht macht andauernd Fortschritte. — Der Verfall der Aufsicht in der Times ist der Ansicht, daß die Chartered Company vor allem den Tabakbau fördern solle, wenn sie eine starke Viehzucht anstrebt. Von der Viehzucht meint er, daß der größte Teil des Landes sich nicht für Schafzucht eigne, wenn auch einzelne Gebiete, wie die Hochflächen von West- und Zimanga günstige Bedingungen dafür böten. Einen größeren Erfolg könne man von dieser Zucht aber nicht erwarten, wenn nach längerer Bewässerung und Weidewirtschaft der Kinderherden der Steppe — Bischoff durch eine Grasnarbe ersetzt sei. Die Kinderzucht werde noch sehr gehemmt durch das Vorkommen des Stullenfiebers in zahlreichen Gegenden. Dennoch mache sie bedeutende Fortschritte, und Süd-Rhodesien werde allmählich eines der großen Viehgebiete, bei dem man schon voraussehen könne, daß sich eine lohnende Ausfuhr von Rindfleisch entwickeln werde. Die Viehgeflüchtigkeit habe ausgeprägte Weidelandbereiche im Bezirk Tuli südlich von Bulawayo hergerichtet und zahlreiche Stämmchen aus einheimischen Vieh gebildet. Einfluß hätten zahlreiche kleinere und mittlere Viehherden großen Unternehmern vorgekauft, und das Katastelenland werde sehr viele schöne Herden auf. Aber auch die Eingeborenen hätten ihren Bestand auf über eine Viertel Million Köpfe gebracht.

Der Haupterwerb der Kolonie liegt indes im Bergbau, insbesondere in der Goldgewinnung Süd-Rhodesiens. Das vorige Jahr hat eine etwas geringere Förderung ergeben als 1909, und das laufende Jahr dürfte seine nennenswerte Vermehrung bringen. Allein die Verhältnisse sind jetzt durchaus gesund, und der kleine Rückgang wird dahin erklärt, daß eine Anzahl kleinerer Lagerstätten erschöpft seien und bei andern der Betrieb in Erwartung der Zusammenlegung anderer Stuben zu größeren Unternehmungen unterbrochen worden sei, während die Industrie der Bergbau einzelner umfasser Lagerstätten von langer Hand vorbereite. Bei diesen Arbeiten wird ungefähr ein Drittel der eingeborenen Belegschaft beschäftigt. Es handelt sich dabei um Anlagen, von deren Umfang man sich in früheren Tagen nicht hätte träumen lassen. Süd-Rhodesien galt lange als ein Gebiet mit nur kleinen Lagerstätten. Diese Meinung ist unrichtig, weil im Lande zahlreiche weithinreichende Mineralager von mangelndem Metall und vertriebenen starken Gehalt vorhanden sind. Ungeachtet der bei kleinen Gruben erzielten Erfolge liegt die Zukunft bei den großen Anlagen, die im Laufe der Zeit, geringfügiges Erz gewinnbringend zu verarbeiten. Die Schnelligkeit der Entwicklung wird zum großen Teil von der Gewinnung eingeborener Arbeitskräfte abhängen, die gegenwärtig etwas knapp sind. Allein der Zustrom wächst von Jahr zu Jahr. Durchgehends werden die neuen Werke in etwa achtzehn Monaten in Betrieb sein, einzelne auch früher, und ab dann wird man mit einer monatlichen Förderung von 1100kg zu rechnen haben. Wichtig ist auch das Chromstein, dessen Ausfuhr allerdings von der Nachfrage auf dem Weltmarkt und nicht im Inlande bestimmt wird. Zinnerzorkommen im Gebirgsgebiet verdrängen zwar nicht, doch wäre es verfehlt, hier etwas voranzusetzen. Schließlich ist erwähnenswert, daß die Chartered Company Antares für den Betrieb anderer Kobaltlager als der von Bantle trifft.

Frankreichs schwarze Armee.

In den Berichten über die Marokko-Angelegenheit ist neuerdings mehrfach von Entschädigungen („Kompensationen“) die Rede gewesen. Die Frankfurter Zeitung hat die Rede wiederholt, wenn dies ihm freie Hand lassen wolle. Man spricht von Gebietsabtretungen am Rande und in anderen Teilen von Mittelafrika. Natürlich sind das nur Vermutungen, denn über die Verhandlungen, die zwischen den beiden Völkern geführt werden, ist amtlich noch nichts bekannt gegeben. In der deutsch-italienischen Presse ist der Gedanke nicht mit Beifall aufgenommen worden, denn wenn auch die angebotene Entschädigung von Marokko nur zufällige Möglichkeit ist, will man doch nichts davon wissen, daß Frankreich aus Marokko ein zweites Tunis mache. Und hierbei kommt eine weitere redizente Frage in Betracht, nämlich die der „schwarzen Armee“, der Gewinnung militärischer Streitkräfte für die französische Armee auch in Marokko. Man fragt sich, ob es zulässig sein könnte, Frankreich zur Unterstützung und Abwendung seiner schwarzen Armee auf den Vögeln bestimmten Armee nach Tunis und Algerien auch nach nach Marokko auszuliefern.

Man erinnert sich daran, daß bei der Berichterstattung über das diesjährige französische Kriegsbudget der Vertreter der Regierung bereits die Verwendung von 100.000 ausgebildeten schwarzen Soldaten in Rechnung stellt. In der „Täglichen Rundschau“ hat Generalleutnant Lignann, der frühere Direktor der Kriegsakademie, also eine militärische Autorität, die Frage aufgenommen. Er bezieht sich auf das Buch des Obersten Mangin, wonach in Tunesien die allgemeine Wehrpflicht der Eingeborenen schon eingeführt und in Algier unmittelbar bevorsteht, und außerdem eine starke Vermehrung der Regentruppen in Nord- und Westafrika in die Wege geleitet ist, und kommt dann zu folgendem Ergebnis:
„Die Ausbildung marokkanischer Truppen durch französische Offiziere ist in vollem Gange und wird, wenn Marokko ganz oder zum großen Teil den Franzosen überlassen wird, einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Zu den 5 Millionen Algeriern, 2 Millionen Tunesiern, 10 Millionen Westafrikanern und vielleicht noch 5 Millionen Äquatorialafrikanern werden sich 7 Millionen Marokkaner gesellen, die Frankreich ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial liefern und dessen numerische Schwäche Deutschland gegenüber ausgleichen. Bleibt Deutschland ohne jeden politischen Einfluß in Nordafrika, so daß allein der französische Name in diesem ganzen weiten Ländergebiet das ausschlaggebende Ansehen genießt, so wird Frankreich sein gesamtes afrikanisches Heer bis auf Bruchteile gegen Deutschland verwenden können... Und die Fortsetzung des Augenblicks lautet: Wenn Frankreich auch nur einen Bruchteil des Scherenschnitts in Händen behält, kann und darf Deutschland nicht auf Landbesitz in Marokko verzichten.“

Hierzu bemerkt die Nationalistische Korrespondenz: „Da eine Autorität von der Ruhe und Sicherheit des Reichs, wie sie General Lignann bezeugt, über den Verdacht des Chauvinismus erhaben ist, will uns die Frage von „Kompensationen“ in Marokko selbst in noch dringlicherem Lichte erscheinen als vordem. Herrn v. Aderlans liegt, bevor hier die letzte Entscheidung fällt, unzweifelhaft die Pflicht ob, die Verantwortlichkeit darüber zu beruhigen, ob und wie bei den von ihm beabsichtigten Abmachungen auch die Frage der *force noire* „kompensiert“ wird.“

Parteikämpfe auf Kuba.

Der kürzliche Aufstand auf Kuba hat ein schnelles Ende gefunden, nicht weil die Mannschaften des alten Aufständlers zu gering an Zahl waren; es bedarf in jenen Ländern nicht viel Volks, um eine Revolution in Szene zu setzen, wie das Auftreten Maderos in Mexiko zeigt, der den Präsidenten Diaz stürzen konnte, weil die Stimmung im Lande gegen diesen war; sondern weil Alcedo nicht den rechten Augenblick abgewartet hatte, wo die Parteien zur Aktion reif waren, sonst wäre der Ausgang vielleicht ein anderer gewesen. An Material für Rebellentruppen fehlt es in Kuba nicht, auch an Strömungen, die auf einen Umschwung abzielen. Unzufriedene sind immer da. In den Provinzen gibt es genug abenteuerliches Gesindel, das herumlungert und auf irgend eine Gelegenheit, etwas zu ergattern, lauert, jederzeit bereit, sich einer Räuberbande anzuschließen oder gar Revolutur zu spielen, und in den Verfassungen sind Leute genug, die von ihrem Vieh leben, Politik nach ihrer Art treiben, nehmen, was sie kriegen können, und wenn sich ein Vorteil bietet, irgend einen Führer folgen. Die Ansicht auf den Erfolg bestimmt die Geschicklichkeit.
Das Parteileben in Kuba dreht sich in der Hauptsache um Persönlichkeiten, wenig um Prinzipien. Zur Zeit besteht in der herrschenden Partei, der Liberalen, eine Spaltung. Präsident Gomez steht an der Spitze der „Riquelme“, die sich nach seinem Mittelnamen „Riquel“ nennen. Die Amerikaner nennen ihn kurzweg Joe White, an Stelle von John Manuel. Riquelme Präsident Juntas hat die Juntas hinter sich, einen anderen Flügel der Partei, dessen Zusammengehen mit den Riquelme die Erhaltung von Gomez möglich machte. Ohne dieses hätten nach Meinung der amerikanischen Okkupation die Konservativen siegt. Die Verbindung der beiden Flügel wurde dadurch ermöglicht, daß Juntas den zweiten Posten auf dem Kabinett erhielt und ihm versprochen wurde, daß er nach Gomez' Rücktritt zum Präsidenten gewählt werden sollte. Seine Anhänger aber trauen jetzt dem Versprechen nicht mehr und betrachten, daß Gomez es auf eine Diktatur abgesehen habe, freilich unter schwebender Aufsicht der amerikanischen Regierung vor. Der Privatsekretär des Präsidenten und einige andere haben wegen angeblicher unehrlicher Praktiken resignieren müssen, wovon inoffiziell nicht gesagt sein soll, daß die Gegner die Gerüchte gepachtet haben. In den spanischen Republiken ist man, was ja auch in anderen vorkommen soll, nicht sehr gewissenhaft mit der öffentlichen Rede. Wer an der Spitze steht, sucht sich zu

Man erinnert sich daran, daß bei der Berichterstattung über das diesjährige französische Kriegsbudget der Vertreter der Regierung bereits die Verwendung von 100.000 ausgebildeten schwarzen Soldaten in Rechnung stellt. In der „Täglichen Rundschau“ hat Generalleutnant Lignann, der frühere Direktor der Kriegsakademie, also eine militärische Autorität, die Frage aufgenommen. Er bezieht sich auf das Buch des Obersten Mangin, wonach in Tunesien die allgemeine Wehrpflicht der Eingeborenen schon eingeführt und in Algier unmittelbar bevorsteht, und außerdem eine starke Vermehrung der Regentruppen in Nord- und Westafrika in die Wege geleitet ist, und kommt dann zu folgendem Ergebnis:
„Die Ausbildung marokkanischer Truppen durch französische Offiziere ist in vollem Gange und wird, wenn Marokko ganz oder zum großen Teil den Franzosen überlassen wird, einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Zu den 5 Millionen Algeriern, 2 Millionen Tunesiern, 10 Millionen Westafrikanern und vielleicht noch 5 Millionen Äquatorialafrikanern werden sich 7 Millionen Marokkaner gesellen, die Frankreich ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial liefern und dessen numerische Schwäche Deutschland gegenüber ausgleichen. Bleibt Deutschland ohne jeden politischen Einfluß in Nordafrika, so daß allein der französische Name in diesem ganzen weiten Ländergebiet das ausschlaggebende Ansehen genießt, so wird Frankreich sein gesamtes afrikanisches Heer bis auf Bruchteile gegen Deutschland verwenden können... Und die Fortsetzung des Augenblicks lautet: Wenn Frankreich auch nur einen Bruchteil des Scherenschnitts in Händen behält, kann und darf Deutschland nicht auf Landbesitz in Marokko verzichten.“
Hierzu bemerkt die Nationalistische Korrespondenz: „Da eine Autorität von der Ruhe und Sicherheit des Reichs, wie sie General Lignann bezeugt, über den Verdacht des Chauvinismus erhaben ist, will uns die Frage von „Kompensationen“ in Marokko selbst in noch dringlicherem Lichte erscheinen als vordem. Herrn v. Aderlans liegt, bevor hier die letzte Entscheidung fällt, unzweifelhaft die Pflicht ob, die Verantwortlichkeit darüber zu beruhigen, ob und wie bei den von ihm beabsichtigten Abmachungen auch die Frage der *force noire* „kompensiert“ wird.“

Italien und Oesterreich.

An der österreichisch-italienischen Grenze arbeitet still und emsig eine Kommission von Offizieren und Ingenieuren, um im Alpengebiet zu einer reiflichen Grenzregulierung zu gelangen. Die Tätigkeit dieser Kommission, der die Generale Salla für Italien und v. Tschurtschenthaler für Oesterreich präsidieren, ist nicht nur vom technischen und militärischen Standpunkt nützlich, sondern sie ist gerade eine politische Notwendigkeit, vorausgesetzt, daß ihre Ergebnisse loyal anerkannt werden.

Es ist schon öfter hervorgehoben worden, daß das österreichisch-italienische Verhältnis zwei dunkle Punkte aufweist: Die Haltung gewisser Elemente unter den österreichischen Italienern und den Italienern dieserseits und jenseit der Alpengrenze. Dieser Haß zwischen den Deutschen und den Italienern da oben in den Alpenhöfen mag historisch erklärlich sein, politisch ist er für den Bestand des Dreibundes von großem Schaden. Die Grenzverhältnisse bringen stets eine periodische Verschlechterung der Beziehungen zwischen Oesterreich und Italien mit sich.

Die Behauptung, es handle sich bei österreichischen Grenzübertrittungen um eine sorgsam vorbereitete Aktion zur allmählichen Erweiterung des österreichischen Territoriums, ist unausrichtig und töricht. Im Leben der zivilisierten Staaten haben derartige Eigenmächtigkeiten keinen Raum mehr und es würde mit Erfolg die ganze Stufenleiter der Beobachtung bis zum Haager Schiedsgericht durchlaufen werden, ehe ein Staat (auch wenn er keine entgeltlichen Formen des Protestes anwenden wollte) auf eine Handbreit eigenen Gebiets verzichtete. Wo also von Seite der im Sommer häufig im Alpengebiet übenden österreichischen Offiziere und Soldaten Grenzüberstreichungen vorgenommen sind, sind sie Folgen der unsicheren Grenzverhältnisse in einem Hochalpengebiet, wo fünf Monate lang alle Grenzzeichen im Schnee begraben liegen.

Der gute Glaube der Oesterreicher ist bei jeder Gelegenheit zutage getreten, sowohl bei dem Fall auf der Cima Dobici, die thatsächlich Oesterreich gehörte, bis zum diesjährigen Fall auf der Cima Mandriolo, wo Oesterreich den Jertum seiner Soldaten sofort anerkannt, sein Bedauern in Rom ausgesprochen ließ und die letztendlich auf italienischem Boden errichtete Schutzstute wieder abzurück.

Wenn man also aus alle diesen Gründen der jetzigen Grenzregulierungskommission den besten Erfolg ihrer Arbeiten wünschen muß, so ist es doch erforderlich, den oben ausgesprochenen Wunsch zu betonen, daß von allen beteiligten Seiten der Geist der friedlichen Arbeit respektiert werden möge. In Italien ist das nicht überall der Fall. Die Feyer, die von besserer Bestimmung der Beziehungen einen Schaden für den Treuebeweis stifteten, die Rassenpolitik im Grenzgebiet, die sich von den Vorarbeiten schwer losmachen, daß die Provinzialparlamentarier in Venedig und anderen Provinzen, denen die periodischen Zwischenfälle eine Wichtigkeit verliehen, die sie sonst nicht hätten, sie alle sind nicht eben an der Beseitigung des jetzigen Zustandes interessiert.

Umso mehr müssen alle wahren Freunde des Dreibundes in den verbündeten Reichen daran mitarbeiten, daß man endlich eine Quelle gefährt den Haders verstopft, auf die die guten Freunde in Paris und London mit Vorliebe hinweisen. Die Beziehungen innerhalb des Dreibundes werden nicht mehr durch den Haß der italienisch-österreichischen Rivalität bestimmt, diese ist aber nun einmal unentbehrlich, wenn die diplomatischen Aktionen der drei Verbündeten in Schwierigkeiten ihre volle Stärke und Wirksamkeit behalten sollen.

Haus- und Landwirtschaft.

Vom Kleider reinigen. Es genügt nicht, die Kleider von außen zu klopfen und zu bürteln, da sich auch innen Staub ansetzt, hauptsächlich in den Taschen und Kermeln. Es ist daher am besten, vor allem diese umzuwenden und den Schmutz und Staub aus den Ecken und Falten gut auszubürsten. Hauptächlich beim Einbügeln und in den Taschenkenden sammelt sich viel Schmutz und verurteilt sich das Motivwerden der Kleider. — Ueberdies hat das Reinigen der Kermel und Taschen den Vorteil, daß man gleich etwaige Schäden im Futter, und an diesen Stellen wird es am meisten abgenützt, bemerkt.

Gurkenrost. Die Gurke ist übrigens auch ein ganz ausgezeichnetes Toilettenmittel für Sonnenbrand wie überhaupt für die Konservierung der Gesichtshaut. Reibt man sich nach großen Anstrengungen oder Ueberbürdungen mit den saftreichen Gurkenscheiben das Gesicht ab, so tritt sofort eine angenehme Kühlung ein und die starke Rötze läßt nach. Der aus den Gurken ausgepreßte Saft leistet als Waschwaasser vortreffliche Dienste. Er bleicht auch Sommerflecke und verhütet sonstige Unreinlichkeiten der Gesichtshaut.

Dünne Holzbretter zu nageln. Wer öfter dünne Bretter oder Ristchen nageln muß, empfindet es unangenehm, daß die Bretter so leicht spalten. Man kann das auf folgende Weise verhindern: Vor dem Einschlagen stellt man das Nagelchen auf den Kopf und gibt ihm einen leichten Schlag auf die Spitze. Die breite Spitze zwingt sich nun nicht mehr zwischen die Fasern und biegt sie auseinander, sondern sie zerreiht die ihr im Wege stehenden Fasern.

Wollene Schals trocken zu reinigen. Keine weiße wollene Schals reinigt man, indem man sie in eine Schüssel legt und recht sorgfältig mit etwas trockenem Weizenmehl abreibt, als wenn man sie waschen wollte. Darauf schüttelt man das Mehl gut aus. Falls das Tuch noch nicht ganz rein ist, muß das Verfahren wiederholt werden.

Ritt für stählerne Metallteile in Holzrissen. Man mischt Bleiglätte mit Sodalasche, das eine oben noch stehende Masse entsteht. Diese rieht man in die Röhrlänge des Hestes, drückt den Metallteil fest an und läßt das Ganze 48 Stunden ruhig liegen. Nach dieser Zeit ist der Ritt vollständig erhärtet.

Badeschwämme werden wieder wie neu, wenn man sie über Nacht in lauwarmes Wasser legt und mit einem kleinen Kesselfuß Kieselstein bestreut. Den anderen Morgen wäscht man sie gut mit reinem Wasser aus!

Zum großen Reinemachen. Beim fogenannten großen Reinemachen, wo doch alles im hellsten Glanze erstrahlen soll, wird vielen Hausfrauen, denen das Abbleiben der Möbel zu mühsam und zu langwierig ist, ein Mittel willkommen sein, mit dem man ohne große Mühe die Möbel spiegelblank bekommt. Nachdem man sie von dem anhaftenden Staube gründlich befreit hat, reibt man sie leicht mit einem leinenen Tuche, das man mit gereinigtem gebleichten Leinwand tränkt, ab; nun läßt man sie zwei 2-3 Tage trocknen, wonach sie wie neu poliert erscheinen.

unter die Wurzeln, damit sie nicht abbrechen. Sind sie aus der Erde genommen, so werden sie durch Schaben von ihrer schwarzen Schale befreit. Dabei ist zu beachten, daß man sie nach dem Schaben in mit Mehl vermishtes Wasser zu waschen, damit sich ihr Fleisch weiß erhält. Je länger man die Wurzeln, die vollständig winterhart sind, in der Erde läßt, desto bieder werden sie, doch leidet ihre Qualität. Mehl empfiehlt es sich, öfters neue Beete anzulegen. Bemerkenswert sei noch, daß die gelben Allie einen vanilleartigen Geruch ausströmen und vereinzelt als Vasenblumen benutzt werden können. Für den Winterbedarf werden die Wurzeln vorsichtig herausgenommen und, nachdem das Kraut abgedreht ist, im Keller in sandiger Erde eingeschlagen, oder man läßt sie im Freien und verbrannt sie nach Bedarf.

Kellerasseln sind den Champignons ebenso schädlich als Schnecken. Gegen letztere lege man ausgebleichte Kartoffeln auf die Beete und schüttle sie täglich über heißem Wasser ab. Schnecken sucht man mit der Latene ab oder stellt Zeller mit Bierrefen auf, wonach sich die Schnecken gerne ziehen.

Land zu Spargelneuanlagen richte man entscheiden schon im Herbst her, da man oft im Winter daran gehindert ist und Frühjahrsbearbeitung der Pflanzung nicht die erforderlichen Vorteile bringt. Es ist auf 24 Zoll Tiefe zu rigolen und reichlich Stallmist in die oberen Schichten zu bringen. Tiefere Misten und Einbringen des Stallmistes auf die Sohle der Gräben sind veraltete Maßnahmen, die bei dem heutigen Stande der Spargelkultur keinen Erfolg versprechen. Auf den Morgen Land kann man 150-200 Pfd. Stallmist und ferner 120 Pfd. Thomasmehl und 80 Pfd. Kainit rechnen. Die leichtlöslichen Düngemittel sind zu vermeiden, da sich von diesen bis zur Verwertungszeit viel verflüchtigt.

In der Eisen- und Stahlindustrie.

Stettin für Handel und Industrie, veröffentlicht einen Bericht über die Verhältnisse in der Eisen- und Stahlindustrie. Viel erfreulich ist darin nicht zu finden. Uebermäßig lange Arbeitszeit ohne Ruhezeit bei sehr mäßiger Bezahlung — das ist die Summe dessen, was die vom Handelsdepartement angestellten Ermittlungen ergeben haben. Es ist in dieser Beziehung in den Ver. Staaten nicht besser als in anderen Industrieländern. Ueberall gibt es in der Eisen- und Stahlindustrie eine Menge schlecht und sehr schlecht bezahlter Arbeiter, und überall haben diese Arbeiter die denkbar ungünstigsten Arbeitsbedingungen. Es ist das Eigentümliche dieser Industrie, daß sie auf der einen Seite sehr tüchtige und sorgfältig vorgebildete Arbeiter braucht, und auf der anderen Seite, ein ganzes Heer ungeschulter Arbeiter verwenden kann. Und während sie Wert darauf legt, sich ihre tüchtigen, geschulten Arbeiter durch hohe Löhne und günstige Arbeitsbedingungen zu erhalten, wechelt sie das Gros der Arbeiter ohne Bedenken, sobald die Lage des Arbeitsmarktes billiger Kräfte verfügbar macht. Die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie ist in dieser Beziehung besonders günstig gestellt. Die Einwanderung schwemmt immer neue billige Arbeitskräfte ins Land. Es sind arbeitswillige Leute, die zugreifen, wo immer sich Gelegenheit bietet. Wenn sie sich dann nach einiger Zeit mit den Verhältnissen des Landes vertraut gemacht haben und sich noch besser bezahlter Arbeit umsehen beginnen, dann steht billiger Erfolg schon vor der Thür, die Unternehmer brauchen nur zuzugreifen. Wenn man hört, daß von der Gesamtheit vieler Eisen- und Stahlarbeiter sechzig Prozent zugewanderte und von diesen wieder zwei Drittel Angehörige der slavischen Rasse sind, dann hat man die Erklärung für die niedrigen Löhne sowohl wie für die ungünstigen Arbeitsbedingungen. Nun ist es freilich richtig, daß auch die am schlechtesten bezahlten Arbeiterkräfte hier immer noch erheblich günstiger gestellt sind als die gleichwertigen Arbeiterkräfte in europäischen Ländern, allein dadurch wird die Thatsache nicht aus der Welt geschafft, daß sie nach amerikanischen Begriffen erbärmlich bezahlt werden. Damit kann unsere Eisen- und Stahlindustrie keine Ehre einlegen. Sie hat in den letzten anderthalb Jahrzehnten ein altes und veraltetes Gesicht bekommen. Sie hat mit Bedingungen zu rechnen, die ihr geschulten, auskömmliche Löhne zu zahlen und günstige Arbeitsbedingungen zu gewähren. Wenn sie es dennoch nicht will, dann beweist das, daß sie den schlimmen Ruf, den sie als Ghettowirtschaft genießt, voll und ganz verdient und für die letzten Erfordernisse der Zeit nicht die Spur von Verhältnissen hat. (Clia. H. D.)